

## Die erste Begegnung

*Erzählung von Otto Heuschele*

Es war ein schöner klarer Vorfrühlingstag, als die Freunde auf der Terrasse des Schlosses in M. saßen. Ihr Gastgeber hatte sie über die Ostertage zu sich aufs Land geladen, und sie waren dieser Einladung um so williger gefolgt, als für sie selbst damit eine nicht häufig wiederkehrende Gelegenheit gegeben war, sich zu sehen und zu sprechen; waren sie doch als Studenten einst gemeinsam auf der Universität in Tübingen gewesen. Seitdem waren sie sich in Freundschaft verbunden geblieben, und diese Freundschaft gewann durch die Jahre hin, trotzdem sie sich immer seltener sahen, immer mehr an Innerlichkeit und Tiefe.

Die Gespräche, welche die fünf Freunde führten, kreisten fast alle um Erinnerungen, die aus der Atmosphäre dieses Nachmittags emporzusteigen schienen. Ist es doch so, daß nicht an jedem Tage und auch nicht zu jeder Stunde jede Erinnerung in uns erwachen kann, daß vielmehr gewisse Stimmungen, ja gewisse atmosphärische Spannungen die Voraussetzung dafür bieten, daß gewisse Erinnerungen in uns wieder lebendig werden können. Der weiche, wache Zauber, der über den Bäumen des Parkes lag, in denen sich das neue Leben schon ganz leise, mehr ahnbar als sichtbar zu regen begann, der aus den gelben und blauen Krokuskelchen aufstieg und dem starken und schweren Duft des Seidelbastes entströmte, der sich endlich dem Gesang der Vögel verband, er ließ auch die Erinnerungen der Freunde wach werden.

Diese Erinnerungen reichten in die Jugendjahre, welche die Freunde vor dem ersten Weltkrieg hatten erleben dürfen, zurück. Es war von schönen Wanderungen die Rede, von unvergeßlichen Gartenfesten unter sommerlichen Bäumen, von Bootsfahrten im Lichte der Fackeln auf dem vom Monde silbrig erstrahlenden Neckar. Auch der Zauber jugendlich-schwärmerischer Hingabe an das Leben und die Wissenschaft schwebte wieder um die jetzt zwischen vierzig und fünfzig stehenden Männer herauf, die

sich alle fünf eine erfreuliche Jugendfrische und eine wohltuende innere Beweglichkeit bewahrt hatten.

Wie das ganz natürlich war, waren die Freunde plötzlich auf das Thema der ersten Begegnung gekommen. Werner, Albrecht und Joachim, die alle drei glücklich verheiratet waren, hatten davon erzählt, wie sie eben in jenen Jahren der Tübinger Studentenzeit ihre jetzigen Frauen gefunden hatten. Die Art aber, wie sie nun aus dem Abstand der vielen Jahre erzählten, was sie erlebt hatten, die zarte Scheu, mit der besonders Werner und Albrecht nach Worten suchten, um ein fast Unsagbares auszusagen, verriet ihren edlen Anstand und die Achtung, die sie sich alle, auch Joachim, der unbefangener und leichter erzählte, vor dem eigenen Erlebnis bewahrt hatten.

Während die drei Freunde sprachen, überkam Herbert, der als Professor der Philologie in Marburg wirkte, plötzlich eine Art Schwermut. Über sein Antlitz legte sich ein leichter Schatten, seine Augen verloren den warmen Glanz, der ihnen in guten Stunden eignete, und es schien dem Gastgeber, der ihn beobachtete, als verhülle sich seine Gestalt hinter einer Art Tarnkappe.

Als Joachim geendet hatte, herrschte eine kleine Weile eine merkwürdige, fast beängstigende Schweigsamkeit in dem Kreis, bis der Gastgeber die Stille unterbrach und Herbert fragte, ob nicht auch er, der ja Junggeselle geblieben war, von einer ersten Begegnung erzählen könne, denn sicherlich habe auch er sich ein erstes Mal von der Macht des Ewigweiblichen berühren lassen.

Herberts Antlitz zeigte die Spuren des Erstaunens und Erschrecktseins. Die Freunde aber wußten, daß er von seinen Beziehungen zu Frauen nie gesprochen hatte, nicht weil ihm solche gefehlt hätten, sondern eher darum, weil ihn gerade in diesem Punkte eine besondere Schamhaftigkeit erfüllte. Nun aber erhob er sich von seinem Platze, schritt einige Male unruhig auf der Terrasse auf und nieder, warf einen Blick über den Park hinweg in die Ferne, in der in silbrigem Dunst die blauen Berge den Horizont säumten. Er schien innerlich mit sich selbst zu kämpfen, bis er dann plötzlich, in den Kreis der Freunde zurück-



tretend, sagte: „Gewiß ist es etwas Wunderbares um diese ersten Begegnungen, und ich glaube aus euren Bekenntnissen dieses Wunder wieder gefühlt zu haben, und der, dem es vergönnt ist, die Frau seiner ersten Begegnung zu seiner Frau zu machen, der mag zu beneiden sein, ihm wurde ein großes Glück zuteil. Mir ist das nicht widerfahren, und das, was ich als erste Begegnung erlebte, ist etwas sehr Schmerzliches für mich, auch heute noch. Ich habe es noch nicht überwunden, aber dennoch glaube ich, durch diese erste Begegnung der geworden zu sein, der ich heute bin. Deshalb möchte ich nicht gerne davon erzählen.“

„Wir wissen das“, antwortete Joachim, „aber es wäre dennoch schön, wenn auch du deinen Beitrag zu dem Thema liefern würdest. Gerade das Schmerzliche und Tragische mag unsere fast zu glücklichen Erinnerungen ergänzen, denn das Leben ist erst dadurch vollkommen, daß das Begnadete durch das Schmerzliche ergänzt wird, daß das Glück neben dem Unglück, der Verzicht neben der Erfüllung steht, und die Vollkommenheit muß durch beide bezahlt werden.“

„Du hast recht, Joachim, die Frage von Verzicht und Erfüllung zu sehen, wie sie im Zusammenhang des Lebensganzen gesehen werden muß. Wir können nicht nur von Glück und Liebe sprechen, wir müssen wohl auch an Verzicht der Liebe denken und darin nicht nur etwas Schmerzliches und Unglückliches sehen. Keiner hat das immer wieder so sehr betont wie Goethe, der doch einmal sagte: ‚Das ganze Leben ruft uns zu, daß wir entsagen sollen.‘“

„Ja, darum erzählst du uns nun die Geschichte deiner ersten Begegnung.“

Herbert setzte sich wieder unter die Freunde und sah, während er zunächst zaghaft seine Erzählung begann, in die Ferne. Es schien den Freunden, als hinge sein Auge an den weichen Linien der fernen Hügel.

„Es war in meinem achtzehnten Jahre“, begann Herbert, „ich lebte damals in einer kleinen schwäbischen Stadt, wo ich das Gymnasium besuchte. Ich war bei einer älteren Professorenwitwe in Pension. Da mir das Lernen leicht fiel und ich eine große Freude an der Schule und am Unterricht hatte, waren diese drei Jahre, während der ich mich fern vom Elternhaus auf das Abitur vorbereitete, eine besonders schöne Zeit für mich. Ich genoß das verhältnismäßig freie Leben, ohne es zu mißbrauchen. Ich streifte viel durch Wald und Feld und pflegte mit zwei Kameraden eine wahrhaft schöne, jugendlich erfüllte und beschwingte Freundschaft. Wir

wanderten zusammen, wir gaben uns aber auch mit der damals so selbstverständlichen jugendlichen Begeisterung den Studien hin, kurz, unsere Freundschaft trug etwas von dem Zauber des jungen Lebens, durch den die Jahre zwischen fünfzehn und zwanzig ein wundersames Leuchten erhalten. Mit Beglückung, aber auch mit Wehmut denke ich heute an diese schöne, unbeschwerte, aber dennoch niemals leere Zeit zurück, habe ich doch das Gefühl, als sei es unserer heutigen Jugend nicht mehr gegeben, diese ihre jungen Jahre mit so viel Zauber und schwerlosem Glück zu erfüllen.

Da geschah es nun eines Tages, daß ich auf einer Wanderung über die Hügel, die nördlich des Städtchens liegen, einem schönen Mädchen begegnete. Ich gestehe, daß wir drei uns bis dahin kaum für die Mädchen interessiert hatten, nicht aus Feindschaft oder Abneigung, sondern einfach, weil uns dazu kein inneres Gefühl drängte oder wohl auch darum, weil unsere Tage alle mehr oder minder ausgefüllt waren mit dem, was uns Pflicht und noch mehr eigene Neigung aufgaben. Während ich nun dem jungen, mir bis dahin ganz unbekannten Mädchen begegnete, überfiel mich plötzlich ein merkwürdiges, beunruhigendes Gefühl. Meine Gedanken wirrten sich durcheinander, und noch lange, nachdem wir uns aus den Augen waren, mußte ich an die schmale, schlanke Gestalt mit den dunklen Augen und den schwarzen Haaren zurückdenken, die mir wie die Botin eines fremden, lockenden Lebens erschien, und die ich zunächst nicht mit unserer, vor allem nicht mit meiner Wirklichkeit, eher mit einem schönen Traum in Verbindung brachte. Am Abend, als ich lesend in meinem Zimmer saß, stand sie plötzlich wieder vor mir, und es wurde mir wieder bewußt, wie schön sie war. Abermals wurde ich sehr unruhig, ich öffnete das Fenster; der Duft des Flieders strömte in vollen Wogen herein, ich sog diesen Duft in meine Lungen, und es war mir, als käme er ebenso wie das helle, klare Leuchten der Sterne aus der Welt des fremden Mädchens. Als ich nach einer unruhigen Nacht am anderen Morgen erwachte, mußte ich schon wieder an sie denken, aber nun war es so, daß mir dieses Denken nicht mehr Befriedigung und Freude bedeutete, sondern auch Kummer und Verdruß. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich mich durch solch eine flüchtige Begegnung verwirren ließ. Meinen Freunden aber, vor denen ich bisher kaum ein Geheimnis gehabt hatte, vermochte ich von meiner Begegnung nichts zu erzählen. Mehr als einmal nahm ich mir zwar vor: Jetzt sagst du ihnen etwas von dem, was du erlebt hast; aber alle Male



erinnerte ich mich der unschönen, oft sogar häßlichen Art, mit der Klassenkameraden von ihren sogenannten Erlebnissen sprachen, und ich schwieg. Ja, ich wollte mir selbst nicht eingestehen, daß ich das fremde, mir unbekannte Mädchen liebte. Doch alles, was mich nun erfüllte und bewegte, wenn ich mich ihrer erinnerte, all das sagte mir, daß ich sie wirklich liebte. In diese Liebe verwandelte sich mir die ganze Welt. Anders sah ich nun die Blumen in den Gärten, ein anderes war das Fließen des Wassers im Strom, der am Rande des Städtchens hinzog.

Dort am Fluß sah ich sie bald wieder, und sie schien noch schöner geworden seitdem, noch näher kamen mir all ihre Züge, und das Bild, das ich mir in meiner Einsamkeit von ihr gemacht hatte, war kaum verschieden von dem, das mir jetzt entgegentrat. Ich grüßte artig, und sie gab den Gruß wieder zurück. Das war alles, was geschah. Ich hörte, wie mein junges Herz klopfte, ich fühlte, wie meine Gedanken sich durcheinanderwirrten. Ich wollte stehenbleiben, um das Mädchen anzureden, aber statt dessen lief ich eilends weiter, Seligkeit, Freude, Glück und Hoffnung im Herzen.

Nun versuchte ich, zu erfahren, wer die Fremde, die ich liebte, sei, und ich hörte, sie sei unlängst hergekommen und weile im Hause eines Arztes zu Besuch.

Zwei- oder dreimal noch traf ich in der nächsten Zeit Margarete wieder, und abermals hatten die Begegnungen dieselben Folgen. Sie anzureden, ihr etwas zu sagen, gelang mir nicht. Inzwischen waren drei Wochen vergangen, und während ich mein stilles, geheimes Leben mit dem fremden Mädchen weiterlebte, setzte ich auch das altvertraute Leben mit den Freunden fort. Mein Geheimnis zu hüten fiel mir jetzt nicht mehr schwer, denn das, was ich als Liebe empfand und was auch eine große und reine Liebe war, war tief in mein Herz, in mein ganzes Dasein eingewurzelt. Sie ruhte in mir und erfüllte mich wie ein schöner, beglückender Traum. Aber eben nur wie ein Traum. Zweimal begegneten wir drei Freunde Margarete, und ich bemerkte, wie auch Richard und Karl an ihr Gefallen fanden. Sie sprachen von ihrer außerordentlichen Schönheit und versuchten sich und mir zu umschreiben, was das Besondere dieser Schönheit sei. Ich war schweigsam, ich konnte nicht mitreden. Die Freunde wollten mich necken, ich erwiderte jedoch ebenfalls mit Neckereien. Indessen war diese Begegnung bald vergessen, und wir hingen wieder unseren alten Knabengedanken nach.

Wochen vergingen, und plötzlich standen die gro-

ßen Ferien vor der Tür. Ich fuhr nach Hause, und auch Richard verließ die Stadt. Karl, dessen Eltern im Städtchen wohnten, blieb während der Ferien zu Hause. Meine Eltern reisten ins Gebirge, und ich durfte, ich mußte sie begleiten. Wir verlebten sehr schöne Sommertage, und während dieser Zeit führte ich ein merkwürdiges Tagebuch, in dem ich alles, was ich täglich unternahm und sah, was ich erlebte und dachte, aufschrieb. Dieses Tagebuch führte ich für Margarete. Was ich ihr nie zu sagen gewagt hätte, das schrieb ich hier auf weiße Blätter nieder, die ich scheu vor den Eltern verbarg. Hier in der Einsamkeit des Gebirgsdorfes, in dem zwar zahlreiche Sommergäste weilten, unter denen ich aber trotzdem einsam blieb, hier vollendete sich meine Liebe. Wenn ich täglich um Margarete gewesen wäre, wenn sie mich auf all den Spaziergängen begleitet hätte, wenn wir dabei über die Blumen und die Menschen, über das Leben und die Liebe miteinander gesprochen hätten, wir hätten uns nicht näherkommen können als ich ihr nun kam, da ich in Gedanken mit ihr lebte und dieses Leben in meinen Blättern festhielt.

Ob ich glücklich war, werdet ihr fragen.

Ich war sehr glücklich, und die Sehnsucht, die mich nach der unmittelbaren wachen Gegenwart Margaretes erfüllte, war so schön und so schmerzlich zugleich, daß ich sie nicht als Leid, sondern nur als die Grenze meines Glücks empfand. Ich kann das, was ich erlebte, nur mit dem Aufklingen einer sehr zarten, schmerzlich-schönen Musik vergleichen.

Damals in jenem Dorf in den Alpen trat mir eines Abends, während wir in der Dämmerung einen schmalen Fußpfad bergaufwärts wanderten und der volle Mond unwahrscheinlich groß im Osten über die Berge emporstieg, der seltsame, für einen Jüngling ferne Gedanke ins Bewußtsein: dieses Mädchen wird deine Frau sein, sie und keine andere! Und dieser Gedanke oder das, was ich nun einen Gedanken nenne, es kann auch ein Gefühl oder eine Vision gewesen sein, senkte sich tief in meine Seele, so tief, daß ich ruhig und still bei ihm wurde und alle unruhige und schmerzliche Leidenschaft in mir schwieg.

Damals konnte ich das Ende der Ferien kaum erwarten, und als endlich der Tag der Rückreise herankam, erfüllte mich eine grenzenlose Seligkeit und Beglückung. Ich hatte das Gefühl, mich trügen Flügel dem Ziel meiner Reise zu. Die Blätter meines Tagebuchs, die ich in meinem Koffer hatte, waren es, die mir dieses Gefühl verliehen.

Kaum war ich in meiner Pension angekommen, ich



hatte nur rasch die Wirtin begrüßt, eilte ich wieder in die Nacht hinaus, angeblich um meinen Freund Karl aufzusuchen; in Wahrheit aber, um dorthin zu eilen, wo Margarete wohnte. Vor den Ferien wäre mir dies nicht in den Sinn gekommen, ja ich hätte dazu gar nicht den Mut gehabt; jetzt war ich völlig verwandelt. Es mußten die Blätter sein, die ich in meiner Tasche trug, die mir diese merkwürdige Kraft, diesen stummen Befehl geben konnten. Diese Blätter, in denen sie und ich lebte, in denen unser gemeinsames, von mir erträumtes Leben Wirklichkeit war. Ich kam an das Arzthaus, schritt daran vorüber, kehrte wieder zurück, wiederholte das zwei-, dreimal. Doch als ich eben zurückgehen wollte, bemerkte ich, wie zwei Gestalten eng aneinandergeschmiegt auf das Haus zukamen. Ich schritt in das Dunkel zurück, weil ich mich jetzt plötzlich schämte, vor dem fremden Hause zu stehen. Die beiden Gestalten aber hielten vor dem Hause an. Ich erkannte sie beide, es waren Margarete und Karl. Ich wollte das nicht glauben, ich wollte mich selbst täuschen. Aber ich hörte Karls Stimme, ich sah einen Augenblick lang das Antlitz Margaretes im Licht einer Straßenlaterne aufleuchten. Ich war Zeuge, wie die beiden in zärtlichen Formen voneinander Abschied nahmen, ich hörte, wie das eiserne Tor des Gartens ins Schloß fiel, wie die Haustür auf- und wieder zugeschlossen wurde. Ich sah, wie mein Freund langsam im Dunkel verschwand und wie gleichzeitig in Margaretes Zimmer ein Licht entzündet wurde. Das Mädchen erschien am offenen Fenster, und Karl hob langsam und fast feierlich die Hand zum Abschiedsgruß. Dann verlöschte das Licht im Zimmer wieder, und Karls Schritte verloren sich in der Ferne. Ich aber stand noch immer wie angewurzelt und hielt meine Hand in der Tasche um die Blätter des Tagebuchs geschlossen. Ich wußte nicht, was mir geschehen war. Noch fühlte ich die schöne, große Seligkeit, die mich am späten Nachmittag auf der Herfahrt erfüllt hatte, doch fühlte ich auch, daß ich aus dieser Traumseligkeit herausgestürzt war und am Boden der Wirklichkeit lag wie eine Pflanze, die vom Gesims eines Hauses auf die Straße fiel.

Ich sah wieder die Geliebte und sah den Freund, der mir nach meinen Eltern der nächste Mensch war, und nun zerbrach etwas in mir jäh und plötzlich. Ich spürte einen nie zuvor empfundenen Schmerz in meiner Brust, so wie ich vor wenigen Stunden noch ein nie zuvor erlebtes Glücksgefühl empfunden hatte. Beides mischte sich ineinander, jenes Glücksgefühl entsprach einer ferne entschwindenden Musik, dieses

Schmerzgefühl aber glich dem Niedersausen eines Steines, der mich getroffen hatte.

Zerschlagen und müde schlich ich nach Hause. Was am nächsten Tage geschehen sollte, konnte ich mir nicht vorstellen. Nach einer schlaflosen Nacht, während der ich von verwirrten Gefühlen hin- und hergerissen wurde, trat ich freudlos meinen Weg zur Schule an. Meine Freunde erwarteten mich, beide begrüßten mich in der alten herzlichen Weise, als sei nichts geschehen. Ich hatte mir vorgenommen, Karl sogleich zu erklären, daß wir, nachdem er mir mein Glück zerstört hatte, nichts mehr miteinander gemein hätten. Alle meine Vorsätze jedoch fielen hin, und ich fand auch fürs erste die Kraft, zu tun, als sei nichts geschehen.

Aber war denn überhaupt etwas geschehen? Wußte denn Margarete, daß ich sie liebte, wußte denn der Freund, daß er mir das Mädchen meiner Liebe geraubt hatte? War ich denn nicht selbst an all dem schuld, was mir widerfahren war? Fordert Liebe nicht, daß der Liebende sich auch zu seiner Liebe bekennt? Indessen aber zeigte es sich nach wenigen Tagen, daß unsere Freundschaft unter dem, was geschehen war, zerbrechen mußte. Die Kameraden sprachen über Karls Liebe zu dem schönen Mädchen, Margarete und Karl konnten und wollten ihr Geheimnis nicht verbergen. Er bat mich an einem schönen Septembertag zu einem Spaziergang, während dem er mir alles, was ihn erfüllte und bewegte, bekannte. Er tat dies auf eine Weise, die weit über sein Alter hinausging, und plötzlich war mir klar, wie zwischen diesem Bekenntnis und dem feierlichen Erheben des Armes in jener Nacht ein tiefer Zusammenhang bestand. Ich erfuhr nun auch mancherlei von dem Mädchen, dem meine Traumliebe gehört hatte und noch immer gehörte. Auch sie war reifer als andere Mädchen der Zeit, und sie war meines Freundes würdig. Karl sprach von all dem ruhig und voll einer inneren Beherrschtheit, als erzählte er eine Geschichte, die irgendwo geschehen war. Ich hörte zunächst ganz ruhig zu, als ginge mich all das gar nichts an. Aber plötzlich brach das andere, das Fremde aus mir heraus, Tränen quollen mir aus den Augen, ich zitterte, mein Herz schlug laut. Karl fragte, was mir fehle. Ich schwieg. Er schwieg auch. So wanderten wir weiter, bis ich ihm sagte, daß es nun am Ende sei mit unserer Freundschaft, ihn stehen ließ und sinnlos, von der fremden Gewalt in mir getrieben, zurücklief. Karl wollte mir nacheilen, ich aber stieß ihn zornig von mir. Ich sah noch sein verzweifelter Gesicht, sah, wie er hilflos die Arme ins Leere streckte, dann lief ich zurück.



Auf meinem Zimmer warf ich mich auf das Bett und weinte bitterlich. Es war mir, als sei alles, aber auch wirklich alles in mir zusammengebrochen, als sei mein Leben ganz sinnlos geworden, und es warte nun der Tod auf mich.

Am Abend dieses Tages überreichte mir meine Wirtin ein kleines Päckchen, das die Post für mich gebracht hatte. Es kam von meinem Vater und enthielt ein Buch, Goethe, „Faust“, erster Teil, dazu einen Brief, in dem mein Vater davon sprach, daß er während unseres Aufenthaltes im Gebirge durch unsere Gespräche die Überzeugung gewonnen habe, daß ich für dieses Buch, das ihm von allen Büchern das erste und wichtigste sei, reif geworden sei.

Ich las die Worte meines Vaters zwei-, dreimal, und sie klangen mir anders als all seine bisherigen an mich gerichteten Briefe. Sie trafen mich in mein erschüttertes Herz. Ich las sie nicht nur, nein, ich spürte ihre Kraft, mir war, als ströme eine stärkende Medizin in meine Adern. Ganz langsam sanken sie in mich ein, während ich sie immer wieder las. „Es wird eine Stunde in Deinem Leben kommen, in der Dir dieses Buch alles bedeutet. Ich kann nicht wissen, wann diese Stunde da ist, aber das Buch soll in Deinen Händen sein, wenn es nötig ist.“

Ich legte mich am Abend früh zu Bett und schlief, da ich körperlich sehr müde war, bald ein. Der nächste Tag war ein Sonntag, an dem ich schon früh, im Bett noch, zu lesen begann. Ich las Goethes „Faust“ zum erstenmal. Ich las dieses Gedicht wie ich nie zuvor und auch niemals nachher wieder ein Buch gelesen habe. Es wäre ein Irrtum, zu sagen, ich hätte es völlig verstanden, aber ich habe es erlebt und gefühlt. Die Größe dieser Dichtung und der Zauber, der dieses Buch durchweht, erfüllten mich.

Ich fühlte, wie mich ein Schauer durchlief, wie ich innerlich bewegt und erregt war und wie all das, was Goethe in dieser Dichtung sagt, mich, ganz allein mich anging. Ich spürte auch: diese Stunden kehren nie mehr wieder, sie sind einmalig und unvergänglich. So las ich Vers um Vers und Seite um Seite, und mir war jetzt wieder zumut wie vor Wochen, als ich in den Alpen das Tagebuch für Margarete schrieb. Ich war berauscht und wie von einem großen schönen Traum erfüllt. Mir war, als trügen mich Flügel weit über Raum und Zeit. Ich wußte, diesem Faust mußt du nachgehn, du mußt einen Weg suchen, der zu einem Kreuzweg führt, an dem du Faust wiederfindest.

Ich habe seitdem den „Faust“ noch oft wieder gelesen, er hat mir jedesmal etwas Neues, nie zuvor Erfahrenes gegeben. Aber jedesmal war auch dieses

Wunderbare der ersten Begegnung wieder in mir und um mich. Jedesmal spürte ich den dunkeltragenden Zauber von damals wieder. Es fällt mir schwer, heute über das, was ich damals erlebte, etwas Gültiges auszusagen. Ich kann nur sagen, daß ich die eigentümliche Atmosphäre, die Goethe jeder Szene seiner Dichtung verliehen hat, damals ganz nahe auf mich zukommen fühlte, und das Wunder einer ersten Begegnung, das ich eben in meiner Liebe zu Margarete erfahren hatte, erfuhr ich nun noch einmal in meiner Begegnung mit Faust. Wenn ich behauptete, daß er mir wie ein Bruder, wie ein Freund war, so sage ich nicht zuviel, und wenn ich sage, daß Gretchen, diese Gestalt Goethes, die der Margarete, welche ich liebte, in keiner Weise verwandt war, wenn ich sage, daß mir diese Gestalt damals ganz nahe kam, dann spreche ich aus, was ich erlebte.

Ich wurde krank und lag zehn Tage im Bett. Fieber überfiel mich, Kopfschmerzen quälten mich, ich war müde und elend, meine Glieder waren zerschlagen, mir war, als würde ich in diesen Schmerzen neu geboren. Immer wieder griff ich in guten Augenblicken zu meinem „Faust“. Ich las ihn jetzt nicht mehr, wie man ein Buch liest, Seite um Seite, ich blätterte immer wieder darin, las da und dort eine Szene, ein Gespräch, und nun fühlte ich mich immer mehr in diese Welt verwandelt. Wenn ich jetzt an Margarete und Karl dachte, dann waren sie mir sehr ferne, und die Liebe, die ich wie einen Traum erfahren hatte, die war zum wirklichen Traum geworden. Noch immer schmerzte mich der Verlust, aber ich ließ mich von diesem Schmerz nicht mehr verzehren, ja ich weiß heute, wie dieses Leid mich stark gemacht hat.

Langsam genas ich von meiner Krankheit, und als ich wieder zur Schule, zu den Kameraden zurückkehrte, war ich ein anderer. Die Kameraden fühlten das nicht, sie konnten ja nicht wissen, was ich erlebt hatte, sie ahnten nicht, daß ich eine erste, schmerzliche Begegnung mit der Welt des Ewig-Weiblichen hatte und konnten nicht wissen, daß ich den „Faust“ gelesen und damit an den Toren des Lebens gestanden, ja durch diese Tore in ein eigenes Leben eingetreten war.

Daß meine Freundschaft mit Karl zerbrochen war, das deuteten sie eben als die Folge einer Jugendliebe, so wie sie sie oft erlebten. Daß ich damals als junger Mensch von dem Hauch des Ewigen berührt wurde, das freilich begriff ich erst viel später, als ich sah, daß für mich kein Weg mehr offen war zur Frau, als ich erfuhr, daß ich allein durchs Leben gehen mußte. Ich bin damals der geworden, der ich heute



bin. Erste Begegnungen sind unwiderruflich. Ich habe noch zwei- oder dreimal den Weg zu Frauen gefunden, ich habe sie geliebt und wurde wieder geliebt, aber immer stand zwischen mir und ihnen eine wenn auch hauchdünne gläserne Wand, so daß ich allein war, wenn es um die letzten Dinge ging.

Wenige Jahre später brach der Weltkrieg aus. Karl kehrte nicht aus ihm zurück. Margaretes Spuren habe ich völlig verloren. Ich selbst habe das Exemplar des „Faust“, das mir mein Vater in einem so entscheidenden Augenblick meines Lebens in die Hände gegeben hatte, durch die vier Kriegsjahre in meinem Tornister getragen, ich habe das Buch unzählige Male vor mir liegen gehabt, um darin zu lesen. Immer stand dann der Augenblick der ersten Begegnung vor mir, und nicht nur vor mir, sondern er sank immer wieder tief in mich ein, und er ist bis heute nicht verblaßt. Es gibt Menschen, die können oder dürfen nicht vergessen, zu ihnen gehöre ich; es ist das eine schöne, aber freilich auch schmerzliche Gabe, man muß ein starkes Herz haben, um unter ihr nicht zu zerbrechen.“

## Frühlingsbräuche von Alb und Donau

### *Der Altheimer Brezgamärkt*

*Von Angelika Bischoff-Luithlen*

*(nach Untersuchungen von Eugen Bischoff †)*

Die Dörfer Altheim, Heuchlingen, Heldenfingen, Stubersheim, Gussenstadt, Waldhausen und Ballendorf mit dem Weiler Mehrstetten, die am Nordostrand des Kreises Ulm liegen, bilden einen Winkel, der eine Fundgrube für eine ganze Reihe von beachtenswerten Frühlingsbräuchen darstellt.

Die Ortschaften gruppieren sich rings um das Hungerbrunnental, ein Albtrockental, das bei Setzingen in das Lonetal mündet. Es hat seinen Namen von einer der seltsamen Naturerscheinungen, mit denen uns die zerklüftete karstähnliche Alb manchmal überrascht: die Quelle, der eigentliche Hungerbrunnen, fließt bei normaler Witterung unterirdisch dahin und tritt nur bei sehr starker und plötzlicher Schneeschmelze zutage. Das Laufen des Hungerbrunnens wird in der ganzen Gegend als schlechtes Omen angesehen; Mißernte, Hungerjahre, Not- und Kriegszeiten soll er weissagen (1939–1940 lief er). Die Ulmer Amtsmänner in Altheim mußten Jahr für Jahr nach der Reichsstadt hineinmelden, ob die Quelle fließe oder nicht, und stets war der Meldung eine Bitte oder Danksagung

Hier endete Herbert. Es war eine Weile eine große Stille, die nur vom leisen Flüstern des Frühlingswindes, der durch die Blätter streifte, unterbrochen wurde. Keiner der Freunde wagte diese Stille zu stören, sie sahen sich mit einem Blicke an, aus dem ein tiefes Einverständnis sprach, sie wußten, es war ihnen etwas jenseits aller Worte Liegendes begegnet. Schließlich setzte sich der Hausherr im Gartensaal an den Flügel, um Joachim, der eine Sonate Mozarts spielte, zu begleiten. Nur die Töne der Musik vermochten es, eine Brücke zu schlagen hinüber in die Welt der Wirklichkeit und der Gegenwart. Sie schlugen aber nicht nur eine Brücke in die Wirklichkeit des Tages, sie verdichteten vielmehr auch die Atmosphäre, die durch die Frühlingslandschaft, die Erinnerungen, vor allem aber die Erzählung Herberts gebildet worden war.

Die Freunde sahen über die Landschaft hin, der sinkenden Sonne nach. Im abendlichen Himmel schwammen ein paar schmale Wolken, die schönen, goldschuppigen Fischen glichen.

an das Schicksal angefügt wie etwa die folgende: „... daß Gott in seyner Güte uns dieses Jahr verschonen wolle, dieweyl der Hungerbrunnen trocken sey.“

Geschichtlich hat es sich bei dieser Gruppe von Dörfern, nachweisbar bis etwa ins 12. Jahrhundert zurück, um ein Grenzgebiet gehandelt. Altheim, wahrscheinlich das älteste, war mit den ihm zugeordneten Siedlungen Weidenstetten, Ballendorf und Mehrstetten von den Grafen von Dillingen vermutlich an das Kloster Anhausen gekommen, während die Ortschaften jenseits des Hungerbrunnentales zum Kloster Kaisheim (bei Donauwörth) gehörten. Die Grenzlinie im Tal blieb unter den sich folgenden Herrschaften jeweils erhalten; zuerst trennte es die werdenbergische von der helfensteinischen Grafschaft, dann Württemberg (Herrschaft Heidenheim) vom Gebiet der Reichsstadt Ulm und heute noch die Kreise Ulm und Heidenheim.

Vorgeschichtlich ragt diese Gegend, wenn man die Grenzen etwas weiter zieht, durch drei bedeutende Fundstätten hervor: die Bocksteinhöhle, das Fohlenhaus und den Vogelherd bei Stetten im Lonetal. Ein Gebiet mit solchen Vorbedingungen bildet naturgemäß auch für den Brauchtumsforscher einen fruchtbaren Boden; die natürlichen Voraussetzungen für ein reiches Brauchtum sind gegeben.